

Uday Prakash, *Doktor Wakankar. Aus dem Leben eines aufrechten Hindus*, Roman, aus dem Hindi übersetzt von André Penz, Draupadi Verlag 2009, Auszüge

STUDIUM, BERUF UND PERSÖNLICHE ENTWICKLUNG

Nachdem Doktor Wakankar für ein Jahr Naturwissenschaften studiert hatte, nahm er an einer Eingangsprüfung für das Fach Medizin teil und erhielt verdienftermaßen einen Studienplatz und somit die Zulassung zur medizinischen Fakultät Pune. Dazu brauchte er weder ein Empfehlungsschreiben noch irgendwelche Schmiergelder. Seine ganze Familie freute sich mit ihm. Wakankars Leben hatte sich jedoch deutlich verändert.

Er schaute sich nun Filme an, die erst ab achtzehn freigegeben waren, und konnte sich auch problemlos mit den Mädchen unterhalten. Da er jedoch zu schüchtern und zurückhaltend war, entwickelte sich daraus nie etwas.

Gerne hätte er seinen Vater einmal gebeten, ihm einen Roller zu kaufen. Dann wäre er mit einem Mädchen auf dem Rücksitz durch die Gegend gefahren. Da er die finanziellen Möglichkeiten seiner Eltern jedoch kannte, brachte er dies nie übers Herz. Glückliche und romantische Momente erlebte er höchstens, wenn er im Labor einer Mitstudentin beim Sezieren half, ihr seine Aufzeichnungen und Bücher zur Verfügung stellte oder wenn ihm hin und wieder eine Studentin erlaubte, sich einen Gemüse-Paratha aus ihrer Vesperdose zu nehmen. In seiner Fantasie hatte er schon mehrmals die Flitterwochen mit Shveta Ghorpakar, einer zwei Jahre

älteren Mitstudentin, in Mussoorie verbracht. Er öffnete ihr den BH und ließ sie in einer weißen Unterhose, hinter deren Falten es dunkel schimmerte, für ein paar Stunden in seinem Zimmer Platz nehmen. Bald darauf heiratete sie jedoch ihren Freund, einen Sikh, und Wakankars Träume endeten vor dem Schild: Straße gesperrt, Durchfahrt verboten!

Sein größter Wunsch wäre es gewesen, eine gleichaltrige oder etwas jüngere Medizinstudentin und zukünftige Ärztin zu heiraten. Am Ende entschied er sich auf Wunsch seiner Eltern jedoch für Jyotsna, ein Mädchen aus Indore. Sie hatte Hauswirtschaft studiert, sang gerne Filmsongs und religiöse Lieder und spielte dazu auf dem Harmonium. Mit ihr ist er heute verheiratet.

Im letzten Jahr seines Bachelorstudiums weitete sich Wakankars Gedankenhorizont zusehends aus. Während dieser Zeit beschäftigte er sich vorwiegend mit dem Buddhismus, dem Marxismus sowie den Schriften Gandhis. Zwar hatte es ihn nach dem Studium für den Rest des Lebens nach Madhya Pradesh verschlagen, doch blieb er durch und durch Marathe. Seinen Marathenstolz nannte er nun Nationalismus, sein neuer Held war jetzt Chatrapati Shivaji. In dieser Zeit begann er auch regelmäßig an den Treffen des Sangh teilzunehmen.

1965 erhielt er an einem staatlichen Erste-Hilfe-Zentrum in einer rückständigen Region Khargones eine Anstellung als Arzt und blieb seither dem Staatsdienst treu. Neben seinem Beruf arbeitete er nun ununterbrochen für den Sangh. Wo immer er als Arzt tätig war, versuchte er die Jugendlichen zum Eintritt in den Sangh und zum freiwilligen Dienst für das Vaterland zu bewegen.

VERSUCH EINER WIEDERBELEBUNG

Dr. Dinesh Manohar Wakankar, Arzt und Doktor der Medizin, war unablässig für das Wiedererwachen der Hindus tätig. Als Arzt und Mitglied des Sangh verhielt er sich stets korrekt und loyal. Er verlangte von den Patienten keine privaten Honorare. Während seine Kollegen sie oft abends zu sich nach Hause bestellten und dafür zusätzliche Gebühren kassierten, kümmerte er sich selbstlos und hingabevoll um sie und behandelte sie stets gewissenhaft. Da das Beamtenrecht ausdrücklich untersagte, als staatlicher Arzt eine eigene Praxis zu führen, hielt er das Verhalten seiner Kollegen für verwerflich und illegal.

Oft hatten seine Frau, hatten Freunde und Verwandte ihm klarzumachen versucht, dass sich die Zeiten rasch änderten. Er solle sich mal ein Beispiel an seinen pragmatischen Kollegen nehmen. Dr. Wakankar lehnte es jedoch entschieden ab, als beamteter Arzt zusätzliche Honorare in Rechnung zu stellen, eine eigene Praxis zu führen oder sich sonstige Nebeneinkünfte zu verschaffen. So etwas konnte er weder mit dem Gesetz noch mit seinen moralischen Vorstellungen vereinbaren.

Seine Kollegen arbeiteten meist eng mit den Vertretern der Pharmakonzerne und den Apothekern aus den Städten und größeren Dörfern zusammen. Zu Schleuderpreisen verkauften sie ihnen die subventionierten und kostenlosen Medikamente, die für das staatliche Krankenhaus bestimmt gewesen waren. Wer zur Behandlung ins Erste-Hilfe-Zentrum kam, musste sich diese Medikamente dann zu den sonst üblichen hohen Marktpreisen im Laden kaufen. Einige Ärzte erhielten neben ihren staatlichen Bezügen auch monatliche Zahlungen von

Apotheken und Pharmaunternehmen. Sie drängten ihre Patienten dazu, ›bestimmte‹ Medikamente in ›bestimmten‹ Läden oder von ›bestimmten‹ Arzneimittelherstellern zu kaufen.

Die Situation in den rückständigen, ländlichen Gebieten Madhya Pradeshs war noch grotesker. Dort waren die Ärzte oft monatelang nicht in ihren Erste-Hilfe-Zentren anzutreffen. Da sie sich mit den Vorgesetzten abgesprochen hatten, erhielten sie jedoch weiterhin ihr Gehalt und konnten in der Heimatstadt problemlos eine eigene Praxis betreiben. Einige ließen sich auch an einen Ort ihrer Wahl versetzen oder arbeiteten bei guter Bezahlung an der Poliklinik einer Großstadt, während ihnen das Gehalt wegen angeblicher Forschungsarbeiten weiterhin ausgezahlt wurde und sie obendrein auch noch Fördergelder kassierten. Andere gingen nach Dubai, Kuwait oder in andere Golfstaaten und verdienten dort gutes Geld.

Er solle doch nicht so idealistisch sein, wurde Dr. Wakankar von seinen Freunden geraten, er solle seine staatliche Anstellung besser nutzen, um in Gwalior oder Lalitpur unter dem Namen seiner Frau ein Entbindungsheim aufzumachen. Ehrliche und anständige Menschen wie er würden doch von vielen Seiten finanziell unterstützt. Von solchen Ideen hielt er jedoch wenig.

GESELLSCHAFTLICHE ENTFREMDUNG UND VERDINGLICHUNG

Muss man es denn noch deutlicher sagen? Dr. Wakankar war für den Staatsdienst ein ernstes Problem geworden! Seinetwegen hatten nicht nur seine Kollegen, sondern sämtliche Mitarbeiter der Gesundheitsbehörde

unter unnötigen Scherereien zu leiden. Schließlich hatte man doch alles: Man war nicht nur reich und geachtet und kam zu zusätzlichen Einkünften, es gab auch genügend Klubs und Krankenschwestern.

Ein paar seiner Kollegen versuchten ihn zur Vernunft zu bringen, indem sie ihn in einen Klub oder zu einer feuchtfröhlichen Party mitnahmen und ihn mit einer durchtriebenen Krankenschwester auf einem Sofa alleine ließen. Sein schwerer Kopf zitterte jedoch nur vor Ernst und Sorge und Dr. Wakankar geriet, vom Alkohol kräftig benebelt, immer heftiger ins Philosophieren.

Der Chefarzt des Krankenhauses, an dem Dr. Wakankar angestellt war, bestellte bei einer zwielichtigen Firma hin und wieder gepanschte Kochsalzlösung und minderwertige Injektionen. Dr. Wakankar protestierte dagegen: »Solange es nur um Schmerzmittel geht, können Sie sich meiner wegen so korrupt verhalten, aber bitte hören Sie mit Ihrem tödlichen Spiel auf, wenn es sich um intravenöse Injektionen handelt. Sonst sterben uns die Patienten unter der Hand weg!« Daraufhin grenzte man Dr. Wakankar im Krankenhaus zunehmend aus. Obwohl sein Protest insgeheim von vielen befürwortet wurde, verbreitete sich dennoch das übliche Gerücht, er gehöre zu den Menschen, die man nicht ernst nehmen könne, die einen nur unnötig in Schwierigkeiten brächten und obendrein auch noch streitsüchtig seien.

Die Beamten und Ärzte luden ihn nun nicht mehr zu sich nach Hause oder zu ihren Partys ein. Dr. Wakankar war wieder ganz für sich alleine. Er gewöhnte es sich an, Tagebuch zu führen.

Andererseits hatte er aber von allen am meisten zu tun. Rund um die Uhr war er für seine Patienten und seinen Beruf im Einsatz. So war es nicht verwunderlich, dass er in seinem Bezirk äußerst beliebt wurde. Da er seine Patienten und ihre Krankheiten ernst nahm, stets die neuesten Fachbücher und Forschungsartikel las und beim Verordnen der Medikamente ihren finanziellen Spielraum und die Schwere ihrer Erkrankung berücksichtigte, zeigten seine Behandlungen auch den gewünschten Erfolg. Im Erste-Hilfe-Zentrum wollten sich fast alle Patienten ausschließlich von Dr. Wakankar behandeln lassen.

Nun beneidete und verachtete man ihn im Krankenhaus und in der Gesundheitsbehörde noch mehr.

STRAFKOLONIE KALA PANI

Es lag nun fast vierzehn Jahre zurück, dass Dr. Wakankar von Vidhanpur nach Dhangar gekommen war. Seither war er weder befördert noch versetzt worden. Man hatte lediglich sein Jahresgehalt regelmäßig erhöht.

In Dhangar führte er ein glückliches Leben. Dabei hatte man ihn eigentlich zur Strafe dorthin geschickt. Seine Bücher und Zeitschriften trafen in dem Stammesgebiet zwar immer mit Verspätung ein, dafür konnte er seiner Arbeit jedoch ohne größere Behinderungen nachgehen.

Das malerische Städtchen Dhangar erstreckte sich von einem Gipfel des Satpura-Gebirges bis zu dessen Fuß. Die Straßen waren miserabel und wenig befahren, die neuesten Konsumartikel, die man in einer Stadt problemlos bekommen hätte, waren in keinem Laden zu finden. Es gab außer Lemon Soda, Lassi und Zitronenlimo keine Softdrinks, und nach

Gasflaschen brauchte man erst gar nicht zu suchen. Zwar hatten sich einige Bewohner mit staatlicher und genossenschaftlicher Unterstützung große Behälter zur Herstellung von Biogas anfertigen lassen, diese standen jedoch seit langem ungenutzt herum.

Dr. Wakankar arbeitete auch in Dhingar für den Sangh. Dabei fiel ihm auf, dass sich Angehörige niederer Kasten und Adivasis weder für den Sangh noch für hindunationalistische Politik interessierten. Hatte er sie einmal dazu gebracht, zu einem Treffen des Sangh zu kommen, verloren sie schon bald wieder jegliches Interesse. Für eine solche Organisation, stellte er fest, interessierten sich nur Kaufleute, Unternehmer, Beamte und Höherkastige.

Dhingar war eine große Region. Da die Bevölkerung in den letzten zehn Jahren stark gewachsen war, hatte man aus ihr einen eigenständigen, den Stammesvölkern vorbehaltenen Wahlkreis gemacht. Bei den Wahlen und in der Politik hielten jedoch nur Nicht-Adivasis die Fäden in der Hand. Zum Abgeordneten hatte man den Stammesangehörigen Bhulai Sadho gewählt, obwohl allgemein bekannt war, dass er für den Mafiaboss der Region Tribhuvan Singh arbeitete.

Dr. Wakankar sollte in Dhingar seine Strafe verbüßen – so hatte es sich zumindest die Regierung des demokratischen Indiens gedacht. Ein Beamter wäre von sich aus nie auf die Idee gekommen, nach Dhingar zu gehen. War man in einer Behörde mit einem Untergebenen unzufrieden, dann drohte man ihm: »Du Nichtsnutz, wenn du weiterhin solchen Unfug anstellst, dann schicke ich dich nach Dhingar!« Dr. Wakankar wohnte dort alleine in einer staatlichen Wohnung. Da es in Dhingar kein College gab,

hatte er seine Familie nach Lalitpur schicken müssen. Während sie in Vidhanpur nur ein Kind gehabt hatten, waren in den letzten vierzehn Jahren drei weitere dazugekommen: Upasna, ›Ehrfurcht‹, Prarthna, ›Gebet‹, und Tapasya, ›Entsagung‹.

In Dhingar beschäftigte sich Dr. Wakankar intensiv mit der Lebensweise, den Essgewohnheiten und der traditionellen Medizin der Oraon, Baiga, Gond, Kol, Dhanwar und anderer Stammesvölker. Außerdem arbeitete er über den bei diesen Stämmen zu findenden Wechsel der Farben durch die Jahreszeiten hindurch. Vier Aufsätze von ihm erschienen dazu in internationalen Fachzeitschriften. Zweimal wurde er sogar nach Deutschland und einmal nach London eingeladen, konnte die Einladungen jedoch nicht wahrnehmen, da er von seiner Behörde zu spät informiert worden war und man ihm mehrere Hindernisse in den Weg gestellt hatte. Dr. Wakankar blieb also in Dhingar.

Von der dortigen Bevölkerung erfuhr er, dass sich vor seiner Ankunft kein Adivasi in das staatliche Krankenhaus des Städtchens getraut hatte. Ein Arzt, dachte jeder, das ist ein Wachtmeister, der seine khakifarbene Uniform gegen Kittel und Hose tauscht und jedem männlichen Patienten Eier und Leber abnimmt, woraus Schokolade für die Damen in Delhi hergestellt wird.

In Dhingar hatte man seit sechs Jahren Fernsehempfang. Was man auf den Mattscheiben zu sehen bekam, war allerdings nirgendwo zu bekommen. Es gab keine Magginudeln, keine Videospiele von Samurai oder Atari und keine Pflegeseife von Palmolive. Keine Frau stellte dort Brust, Rücken, Taille und Achseln in einem Garden-Vareli-Sari schamlos

zur Schau. Auch stand nirgendwo ein Mädchen splitternackt unter einer Dusche oder einem Wasserfall und schäumte seinen Körper vor den Augen unzähliger Menschen mit der Lavendelseife von Liril oder Pond's ein.

Dafür bekam man in Dhingar aber frisches Gemüse: Es gab Flaschen- und Wachskürbisse, Luffagurken, Guaven, Spinat und vieles mehr. Milch und Butterschmalz waren zwar teuer, aber von bester Qualität. Die verschiedensten Reissorten waren erhältlich, und der gekochte Reis schmeckte vorzüglich.

(mit freundlicher Genehmigung des Verlags)